



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zelle, Georg: Jules Michelet. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Jules Michelet.

I.

Anfangs Februar dieses Jahres starb auf einer der Hyerischen Inseln, wo er Heilung von schweren körperlichen Leiden gesucht hatte, Jules Michelet, im Alter von über 75 Jahren (geboren 1798 zu Paris). Bei seiner Beerdigung sprach der Maire von Hyeres die Worte: „Ich lege diesen Kranz auf den Sarg des Mannes, welcher der vollkommenste Ausdruck des französischen Nationalgenies gewesen ist. Er hat die Vergangenheit unserer Geschichte wieder aufleben lassen, um unsere künftige Wiedergeburt vorzubereiten.“

Wie weit Michelet zu der künftigen Wiedergeburt Frankreichs mitgewirkt hat, ist eine Frage, über die es erlaubt ist, anders zu denken, als der Maire von Hyeres. Von diesem zweifelhaften Punkte jedoch abgesehen, hat derselbe das Wesen des Verstorbenen treffend bezeichnet. Denn in der That kann Michelet in gewissem Sinne als vollkommenste Verkörperung des französischen Nationalgenies bezeichnet werden. In seiner feurigen, leicht beweglichen, dabei aber doch mit einer zähen Consequenz und Willensstärke ausgestatteten Natur vereinigen sich mit den großen Vorzügen auch die großen Mängel des französischen, man möchte sagen des gallischen Nationalcharakters, von dem er im Eingange seiner französischen Geschichte ein so lebendiges Bild entworfen, und der in allen großen Katastrophen in wunderbarer Bewährung seiner Lebenskraft bis in die neueste Zeit hinein die über den gallischen Boden gelagerten römischen und germanischen Schichten durchbrochen hat und von Zeit zu Zeit in ursprünglicher Wildheit wie eine fremdartige Erscheinung aus längst vergangenen Jahrhunderten auf die Weltbühne zurückgekehrt ist. Grade für die gallischen Züge im französischen Nationalcharakter hat Michelet die wärmsten Sympathien, eine fast zärtliche Zuneigung, ohne jedoch zu den fanatischen Gallomanen zu gehören, welche die Einwirkung fremder Elemente bei der Bildung der französischen Nationalität am liebsten ohne Weiteres ableugnen möchten. Michelet erkennt an, daß eine Mischung stattgefunden hat, und daß aus derselben eine neue Race hervorgegangen ist. Aber nichtsdestoweniger ist dem Franzosen, wie er zumal in seinen kleineren halb socialpolitischen, halb dichterischen Schriften ihn schildert, das echt gallische Gepräge

aufgedrückt. Der gallische Ungeßüm, der gallische Leichtfinn, die gallische Sinnlichkeit, die gallische Prahlerei tadelt Michelet oft mit Schärfe an dem modernen Franzosen, dem Kinde des 19. Jahrhunderts. Im Grunde aber sind ihm alle diese Fehler doch nur Uebertreibungen und zum Theil nicht eben unliebenswürdige Uebertreibungen jener Eigenschaften, in Folge deren nach seiner Ansicht die Franzosen die vervollkommnungsfähigste Nation der Welt, die Träger der höchsten civilisatorischen Ideen, die Missionäre der Freiheit und Cultur sind.

Wenige Franzosen haben den Charakter ihres Volkes so scharf erfaßt wie Michelet, wenige die sonderbare Mischung vielfach widersprechender Eigenschaften des französischen Volkes mit gleicher Liebe und gleicher Kunst zu einem Gesamtbilde zu gestalten getrachtet. Es fehlt dem Bilde oft genug an plastischer Bestimmtheit und einheitlicher Abrundung, der allerdings schon der überaus bewegliche Charakter des darzustellenden Gegenstandes widerstrebt; aber in der Farbengebung ist Michelet Meister. Mit seinem, durch Studium und Beobachtung ausgebildetem Gefühl für das Charakteristische, faßt er einen besonderen Zug auf, um ihn sofort mit der ganzen schöpferischen Energie seiner dichterischen Einbildungskraft zum Mittelpunkt eines Charakterbildes oder eines Sittengemäldes zu machen. So reihen sich in seinen späteren halb poetischen halb philosophischen Schriften in hunder mosaikartiger Zusammensetzung Schilderung an Schilderung, Gemälde an Gemälde. Oft ist es eine zufällige Ideenassociation, die seine Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand lenkt. Aber gleichviel ob der Gegenstand mit Nothwendigkeit in den Zusammenhang des Ganzen sich einfügt, oder ob er wie ein fremdartiger Bestandtheil störend den Gang seiner Darstellung unterbricht: ist er an sich anziehend, so wird der Verfasser nicht leicht der Versuchung widerstehen, sich seiner zu bemächtigen und ihn, sei es zu einem poetischen Phantasiestück, sei es zu einer philosophischen oder socialpolitischen Skizze, sei es zu einem psychologischen Genrebilde episodisch auszuführen. Und gerade in diesen Episoden entfaltet Michelet die ganze Fülle seiner eigenthümlichen Begabung. Leidenschaftlich im Haß, wie in der Liebe, erdrückt er den unglücklichen Gegenstand seiner Abneigung und Feindschaft bald unter der Wucht eines mächtigen Pathos, bald verwundet er ihn auf den Tod mit den scharfen Pfeilen eines schneidenden und bitteren, fast niemals gemüthlich-humoristischen Wizes und herber Ironie; bald entwirft er ein reizendes Idyll, voll stillen Familienglücks und ländlichen Friedens, oft mit bitteren Klagen vermischt, daß die Sitten der Gegenwart nur allzumenig zu seinen Idealen stimmen; bald tritt der phantasiereiche Dichter, der leidenschaftliche Politiker hinter dem trefflich geschulten Dialektiker zurück, der, oft von einem paradoxen Einsall angeregt, einen völlig unhaltbaren Gedanken mit schärfster Logik und Aufbietung der verwegensten Sophistik bis in seine

äußersten Konsequenzen verfolgt, wobei es dem Leser und besonders dem französischen Leser, nur allzuleicht begegnen kann, daß er über der verführerischen Kunst der Ausführung ganz die Schwäche der Grundlage vergißt, auf welcher der kühne Gedankenbau aufgerichtet ist.

In allen diesen hier nur kurz angedeuteten Zügen erscheint Michelet als wahre Verkörperung des französischen Nationalgeistes, über den er sich durch Tiefe des Studiums und geniale Intuition allerdings oft erhebt. Ein umfassendes und zum Theil gründliches Studium fremder Litteraturen und Zustände bietet ihm einen Maßstab zur Vergleichung, dessen seine Landsleute sonst meist entbehren. Franzose in seinem ganzen Wesen, im Denken und Empfinden, hat er doch niemals die Gefahren der geistigen Isolirung verkannt, welche eine nothwendige Folge des in Frankreich vielfach als Vorzug empfundenen und gepriesenen Fernhaltens aller fremden Elemente ist. Bis zu einem gewissen Grade wird er sogar Deutschland gerecht, obgleich er sich des Gegensatzes des germanischen und französischen Geistes sehr wohl bewußt und zu sehr Franzose ist, um von einzelnen Erscheinungen abgesehen (bemerkenswerth ist z. B. seine fast schwärmerische Bewunderung für Fröbel und seine Kindergärten, sich zu dem deutschen Wesen besonders hingezogen zu fühlen.

Michelet war Historiker von Fach und von Beruf, ein gewissenhafter gründlicher Forscher von unermüdlicher Arbeitskraft, der, besonders in der französischen Geschichte, über ein massenhaftes, mit eisernem Fleiß zusammengetragenes, durcharbeitetes und gesichtetes Quellenmaterial gebot, zugleich aber auch über eine unerschöpfliche Fülle geistreicher Gedanken und tiefsinniger Ideen, vermitteltst deren er den aus den Archiven geschöpften reichen Stoff geistig belebte und zu großen, zum Theil mit künstlerischer Vollendung ausgeführten Bildern gestaltete. Michelet begnügt sich nicht, in der Geschichte den Causalnexuſ im Einzelnen nachzuweisen; er sucht überall nach den treibenden Kräften und findet sie vorzugsweise in der Volksseele. Das Volk als organisch lebendige Einheit ist ihm der Träger der in der Geschichte wirksamen Ideen; wie leidenschaftlich er sich auch in seinen späteren Schriften mit individuellen psychologischen Problemen beschäftigt, in der Geschichte hat er, von einigen Lieblingsfiguren abgesehen, vor den hervorragenden Individuen, den großen Männern, nur geringen Respekt. Sie sind ihm Werkzeuge, die fast willenlos das ausführen, was die Umstände mit Nothwendigkeit erfordern, oder höhere, das Individuum beherrschende Kräfte gebieten. Meist ohne selbst zu wissen, welchem Ziele sie entgegenstreben, dienen sie dem Fortschritte; stemmen sie, eigenwillig ihrem eigenen Antriebe folgend, sich der natürlichen Entwicklung entgegen, so gehen sie zu Grunde und fördern dann leidend durch ihren Fall den Fortschritt, den sie handelnd zu hemmen versucht haben.

Diese höhere, die Einzelnen beherrschende Macht ist aber keineswegs der

Zufall, sondern wie schon bemerkt, der in beständigem Fortschreiten begriffene Geist des Volkes, der selbst von den in der Gesamtheit der Menschheit wirkenden Ideen bedingt, doch in sich selbst die Gesetze seiner Entwicklung trägt. Von dem kosmopolitischen Radicalismus, der die Eigenart der Nationalitäten und ihre Berechtigung, ihr Dasein nach ihren eigenen Lebensgesetzen im Unterschiede, ja selbst im Gegensatz zu andern Nationalitäten zu gestalten, für einen zu überwindenden Standpunkt erklärt, hält sich Michelet im Allgemeinen fern; im Allgemeinen, denn gelegentliche Inconsequenzen dürfen bei diesem beweglichen, bei aller Schärfe des Verstandes von einer oft im Uebermaß thätigen Einbildungskraft beherrschten Geiste nicht auffallen. Aber gerade vor den Ausschreitungen des kosmopolitischen Idealismus, der seiner Natur an sich nicht fremd ist, ist Michelet durch die Energie seines französischen Nationalgefühls meist geschützt. Er hat in dieser Beziehung eine gewisse Aehnlichkeit mit dem übrigens geistig tief unter ihm stehenden Gambetta, der ihm in den letzten Jahren nahe stand und für dessen „Republique Francaise“ er auch thätig gewesen sein soll. In der That erinnern die gelegentlichen Bußpredigten dieses Blattes, denen doch immer der unerschütterliche Glaube an die geistige Ueberlegenheit und den unveräußerlichen Herrscherberuf der französischen Nation zu Grunde liegt, oft lebhaft an manche Stellen in Michelet's Werken.

Ein Schriftsteller, der in so hervorragender Weise als Typus des französischen Nationalcharakters zu betrachten ist, wie Michelet, mußte in seiner persönlichen, wie in seiner wissenschaftlichen Entwicklung den Wandlungen folgen, welche während seiner langen litterarischen Laufbahn der Geist seines Volkes durchmachte. Ohne sich selbst in hervorragender Weise thätig an der Politik zu betheiligen, gab er sich doch mit leidenschaftlichem Eifer und einem fast naiven Vertrauen auf die Unfehlbarkeit aller fortschrittlichen Bestrebungen dem Einfluß der demokratischen Strömungen hin, die das französische Volk in ihren Strudel fortrissen. Als er im Jahre 1830 als Guizot's Stellvertreter den geschichtlichen Lehrstuhl der Sorbonne bestieg, wich er in seinen politischen und socialen Ansichten schwerlich weit von denen des berühmten Führers der Doctrinäre ab, der seinen geschichtlichen Studien mit der wärmsten Theilnahme folgte. Aber dies freundschaftliche Verhältniß der beiden nach Charakter und Temperament grundverschiedenen Männer war nicht von langer Dauer. Während Guizot, von wachsendem Mißtrauen gegen jede Regung, die sich der Einwirkung des herrschenden Bürgerthums zu entziehen suchte, erfüllt, seine gewaltige Kraft in zähem Widerstande gegen die immer scharfer hervortretenden demokratischen Tendenzen übte, zugleich aber auch aufrieb und abnutzte, stellte sich Michelet in dem Kampf der radicalen Demokratie gegen die Bourgeoise und das Junkkönigthum immer ent-

schiedener auf Seiten der ersteren. Als er sein großes Geschichtswerk dem Abschluß zuführte, war er in seinen Ansichten ein anderer, als zu der Zeit, wo er mit Meisterhand die Anfänge der französischen Geschichte entwarf, oder wo er von ausschließlich wissenschaftlichen Interessen beherrscht, sich zum Behuf seiner römischen Geschichte in Niebuhr's Forschungen vertiefte, und aus dem Studium Vico's die Grundgedanken seiner geschichtsphilosophischen Weltanschauung schöpfte. Von dem Augenblicke an, wo die Demokratie in Frankreich als selbständige und selbstbewußte Macht auftrat, hatte sie in Michelet einen ihrer begeistertsten Apostel gewonnen. In seiner eigenen Entwicklung spiegelt sich die Entwicklung des demokratischen Gedankens. Zwar war Michelet eine zu vornehme und zu fein organisirte Natur, um an den Ausschweifungen seiner Partei Gefallen zu finden, und zu einsichtsvoll, um nicht die wahnsinnigen communistischen Theorien, die als äußerste Consequenzen aus dem demokratischen Princip gezogen wurden, abzuweisen; er kämpfte ebenso energisch an gegen Alles, was das allgemeine Bildungsniveau herabzudrücken geeignet schien, wie gegen die sittliche und politische Verwilderung, welche eine nothwendige Folge des wüsten Treibens einer Demagogie war, die in beständigen Verschwörungen jeden gesunden politischen Instinkt einbüßte und einen Classenkampf entzündete, der von beiden Seiten mit der äußersten Erbitterung und Rücksichtslosigkeit geführt wurde. Aber wie viel er auch im Einzelnen an der Haltung der radicalen Demokratie auszusetzen haben mochte, ihre theoretischen Irrthümer und Illusionen theilte er, von den gegen Familie und Eigenthum gerichteten Doctrinen abgesehen, vollkommen. Sein höchstes politisches Ziel war die consequente Durchführung des abstrakten Gleichheitsprincips, welches ihm für die stärkste Triebkraft in der Geschichte der Menschheit galt. Die große Revolution hatte die Gleichheit zum höchsten Princip der Gesellschaft erklärt, sie hatte die Gesellschaft demokratisirt, und wenn der Staat dies nicht anerkennt, wenn er ein Vorrecht der Geburt festzuhalten sucht, oder wenn er an die Stelle desselben ein Vorrecht des Besitzes setzt und das Wahlrecht von einem Censur abhängig macht, so lehnt er sich wider ein Menschenrecht auf, das seine Weihe bereits empfangen hat, das rückgängig machen zu wollen eine ganz unberechtigte Reaction ist, ein willkürlicher Eingriff in die natürliche Entwicklung der Dinge, gegen den jeder Widerstand erlaubt, ja geboten ist.

In diesen Anschauungen begegnete Michelet sich mit der demokratischen Opposition, ohne sich unmittelbar an den Angriffen gegen das Julikönigthum zu betheiligen. Dagegen nahmen seine Vorlesungen am College de France mehr und mehr eine politische und vor Allem eine kirchenfeindliche Färbung an. Dies ist ein Punkt, der eine eingehende Betrachtung erfordert, weil

Michelet's Eigenart in dem Verhältniß zu den religiösen Fragen vielleicht ihren schärfsten Ausdruck findet.

Es ist in der That bezeichnend, daß Michelet den Grund zu seiner großen Popularität legte durch seine heftigen Angriffe gegen den Ultramontanismus und insbesondere gegen die Jesuiten, welche in der ersten Zeit der Verwaltung Guizot's immer mächtiger um sich gegriffen, und neuen Einfluß gewonnen hatten, der die Liberalen mit großer Sorge erfüllte. Die Heftigkeit, mit welcher er in seinen Vorträgen gegen sie auftrat, erregte großes Aufsehen und verwickelte ihn in endlose und erbitterte Fehden mit der ultramontanen Partei, die durch eine mit Quinet gemeinschaftlich im Jahre 1843 herausgegebene, die akademischen Vorträge auszugsweise reproducirende und mit Einleitungen ausstattende Flugschrift „des Jesuites“ (1843) neue Nahrung erhielten. In der Leidenschaft des Kampfes arbeitete er sich mehr und mehr in eine feindselige Stimmung gegen alle positive Religion hinein. Sich gleichgültig und neutral nach irgend einer Seite hin zu verhalten, lag nicht in seiner Natur, die feurig und begeistert in der Liebe, auch starr und unversöhnlich im Hasse war. Und zumal auf kirchlichem Gebiete war seiner im Grunde tief religiös angelegten Individualität eine lebendige leidenschaftliche Theilnahme unerläßlich. Er ist hin und wieder atheïstischer Ansichten beschuldigt worden; der Vorwurf ist aber ungerecht, wenn auch in seinen späteren Schriften bei der Beweglichkeit seines Geistes und dem raschen Wechsel der Empfindungen sich manche Stellen finden, die eine Hinneigung zu atheïstisch-materialistischer Theorie zeigen. Auf einzelnen Stellen darf man sich aber, wenn man sein Wesen auffassen will, nie berufen. Wie er in seinen späteren Schriften jeden ihm aufstoßenden Gedanken zu einer Episode durch- und auszuarbeiten liebt, so ist auch, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in der Entwicklung seiner Individualität der Episode ein sehr weiter und freier Spielraum gestattet, und es ist daher begreiflich, daß unter den Eindrücken der in späteren Jahren leidenschaftlich betriebenen naturwissenschaftlichen Studien gelegentlich materialistische Anschauungen sich seiner bemächtigen, daß er die seelische Thätigkeit in übertriebener Weise von körperlichen Functionen abhängig macht, daß ihm die Psychologie zur Physiologie wird. Doch das sind gelegentliche Anwendungen, mehr von augenblicklichen Stimmungen bedingt und durch gelegentliche Studien angeregt, als in seiner Gesamtindividualität begründet. Seine philosophisch-religiöse Anschauung ist vielmehr spiritualistischer, er hat im Ganzen Neigung zu einem hin und wieder mystisch gefärbten Pantheismus. Ein durchgebildetes System darf man freilich nicht suchen bei einem Manne, der die Gabe hat, jede Empfindung unter dem Eindruck einer augenblicklichen Stimmung zu verallgemeinern und auf der schwankenden Grundlage eines ganz subjectiven Gefühls ein philosophisches Kartenhaus aufzubauen, das

sobald zusammenstürzt, sowie seine Grundlage durch einen neuen Gedanken, einen neuen Einfall erschüttert oder aus der Seele des phantasiereichen oft phantastischen Dichterphilosophen verdrängt wird. Es läßt sich eben nur im Allgemeinen behaupten, daß er sich gerne einer religiösen Stimmung hingiebt; Gott ist ihm in solchen Stimmungen die in dem Weltall wirkende Kraft, in der Natur, wie in der Menschheit; in der Geschichte der Menschheit entwickelt sich gewissermaßen der Geist Gottes; die im Volke lebenden Ideen sind eine Offenbarung der Gottheit, die ihre unwiderstehliche Gewalt an jedem Einzelnen beweist: grade wie im staatlichen und gesellschaftlichen Leben das Volk Alles, der Einzelne nur ein, sei es willig, sei es widerwillig dienendes Werkzeug des Volkes und der im Volke sich entwickelnden Ideen ist. Man sieht, wie hier sein demokratisches Ideal sich mit seiner religiösen Weltanschauung nahe berührt.

Aber wo bleibt da der freie Wille, den er an anderen Stellen so lebhaft gegen die göttliche Allmacht, wie auf politischem Gebiete gegen jeden äußeren Zwang vertheidigt, wo bleibt das freie unabhängige Ich? In Michelet's Metaphysik scheint doch für die Selbständigkeit des Individuums, für seine sittliche Verantwortlichkeit kein Raum zur Entfaltung übrig gelassen zu sein. Man sollte meinen, daß er, sobald er sich auf das theologische Gebiet begiebt und über die Natur des Bösen reflectirt — und das geschieht nicht selten — eine Vorliebe für Augustinus hätte. Aber gerade das Gegentheil — und das ist wieder für die proteusartige Wandelbarkeit des geistvollen Mannes im hohen Grade bezeichnend — ist der Fall. In den Zeiten allerdings, wo er ganz seinen historischen Studien lebte, ist Michelet unbefangen genug, die geschichtliche Bedeutung der augustinischen Lehre für die Entwicklung des frühen Mittelalters zu würdigen, und ihr eine gewisse Berechtigung zuzugestehn. Nicht ohne Grund, sagt er, kämpfte der große Bischof von Hippo so heftig gegen Pelagius an. „Wozu hätte der trockne Nationalismus der Pelagianer beim Herannahen der germanischen Invasion gedient? Nicht die stolze Freiheitslehre mußte man den Eroberern des römischen Reiches predigen, sondern die Abhängigkeit des Menschen von der Allmacht Gottes.“ Aber der Keim war, fügt er hinzu, in den Boden gesenkt, er sollte seine Frucht bringen zu seiner Zeit. In allerdings schiefer Auffassung behauptet er eine nahe Verwandtschaft des hellenischen und celtischen Geistes. Der hellenisch-celtische Geist hat sich durch Pelagius in der Religionsphilosophie enthüllt; es ist der Geist des unabhängigen Ich, der freien Persönlichkeit. Das ganz verschieden geartete germanische Element schickt sich an, gegen ihn zu ringen, nöthigt ihn, sich zu rechtfertigen, sich zu entwickeln, Alles zu entfalten, was in ihm liegt. Das Mittelalter ist der Kampf; die neue Zeit ist der Sieg.

Wie viel man im Einzelnen gegen die eben angeführten Urtheile

Micheler's einzuwenden haben mag, so muß man doch zugestehn, daß sie dem Boden einer gründlichen historischen Forschung erwachsen sind. Wo er den Erscheinungen als Forscher näher tritt, weiß er ihre Bedeutung zu würdigen und auch aus seinen irrigen und einseitigen Ansichten tritt in oft hinreißender Weise die durch tiefes Studium ausgebildete Gabe, sich in den Geist der Vergangenheit zu versetzen, hervor. Die Unbefangenheit auch des geschichtlichen Urtheils hört aber völlig auf, seit er in späteren Jahren sich daran gewöhnt hat, die Erscheinungen der Vergangenheit von seinem abstracten politisch-kirchlichen Standpunkte aus zu betrachten. Die Augustinische Lehre, deren wohlthätigen Einfluß auf das frühere Mittelalter der rastlos combinirende Historiker vielleicht zu hoch angeschlagen hat, erscheint dem Philosophen und Politiker als Quelle des Verderbens. Und da ihm diese Lehre als vollkommenste Consequenz des Christenthums gilt, so betrachtet er dieses mit derselben Abneigung wie jene Lehre. Und in der Hitze des Kampfes, den er mit lobenswerther Energie gegen den entnervenden, ganze Generationen im Wettstreit mit dem Radicalismus vergiftenden Jesuitismus führt, wird ihm das Christenthum unvermerkt fast zum bösen Princip. Wie beredt hat er in früheren Jahren die civilisatorische Mission des strengsten Kirchenthums geschildert. Das ist vergessen; das Mittelalter mit den gewaltigen Kräften, die dasselbe bewegten, erscheint ihm später gleichsam als ein großer Irrthum der Geschichte, als eine fluchwürdige Unterdrückung des Menschenthums, als ein grauenhafter den Menschen entnervender Despotismus, von dessen Joch eine erhabene Aufwallung des französischen Volksgeistes die Welt erlöst hat. Mit einer wahren Leidenschaft entwirft er jetzt Schauergemälde von den sittlichen Zuständen der Vergangenheit, die nur noch auf den Namen von Zerrbildern Anspruch machen können. Nicht als ob er die Geschichte absichtlich gefälscht; er schildert treu nach den Quellen: aber während er in seinen früheren großen Arbeiten alle Züge zu einem Gesamtbilde zusammensetzt, greift er in seinen späteren Streitschriften unter dem Einfluß der leidenschaftlichen Parteinahme für die kirchlichen und politischen Tagesfragen diejenigen Erscheinungen heraus, die wie krankhafte Auswüchse dem lebenskräftigen Stamm entkeimen, in denen aber kein besonnenes Urtheil den Kern und das Wesen des Christenthums erblicken wird.

Welche Gestalt unter den Eindrücken der Gegenwart in seinem Geiste allmählich auch das christliche Alterthum gewinnt, davon legt seine viel gelesene Schrift „La Sorcière“ ein beredtes Zeugniß ab, auf die ich schon deshalb hier etwas näher eingehe, weil sie für die bald hinreißende, bald widerliche und oft geradezu abstoßende Darstellung in seinen späteren Werken im hohen Grade charakteristisch ist. Das Buch ist ein Mittelding zwischen einem Geschichtswerk und einer Flugschrift. Jede Seite zeugt von dem umfassendsten

und gründlichsten Quellenstudium, auf jeder Seite tritt aber auch unverhüllt die tendenziöse Beziehung auf die Zustände der Gegenwart hervor. Mit einer tiefen Abneigung gegen das Kirchenthum, man kann wohl sagen gegen das positive Christenthum überhaupt, mischt sich der schon oben erwähnte Mysticismus, der auf pantheistischen Grundlagen ruht. Das Werk ist eine Geschichte des Teufelsglaubens von der ersten Zeit des Mittelalters an bis auf die neueste Zeit, oder besser gesagt, eine Geschichte des Teufels selbst. Denn bei seiner außerordentlich lebhaften Auffassung und Vertiefung in den Gegenstand seiner Betrachtung, bei der wunderbaren Kraft, die abstraktesten Gedanken in sinnlich faßbare Gestalten zu verkörpern, wird ihm, während er gegen den wüsten Teufelsglauben kämpft, unter der Hand und unvermerkt der Teufel selbst zu einem wirklichen, lebendigen Wesen, zu einem Wesen, welchem er gelegentlich sogar seine Sympathie nicht versagen kann. Der Teufel ist ihm gewissermaßen der Naturgott, der große Pan, der rechtmäßige Nachfolger der von dem Christenthum entthronten heidnischen Gottheiten. Zu ihm nimmt das von der Geistlichkeit geistig bedrückte, von dem Feudalherrn geknechtete Volk, der vierte Stand — das allmähliche Emporkommen dieses Standes ist ja der leitende Faden, der sich durch Michelet's geschichtliche Betrachtungen zieht — seine Zuflucht, bei ihm sucht es Trost und Hülfe, ihm zu Ehren feiert es in nächtlicher Stunde in großen Massen auf der Haide am Rande des düsteren Waldes zusammenströmend, die Hexensabbathe, die der Verfasser in ihren vielfach abstoßenden und widrigen Einzelheiten mit lebendigster Anschaulichkeit und dem ihm zu Gebote stehenden Farbenreichtum schildert. Vor Allem ist das Weib, dieser unerschöpflich Gegenstand der Michelet'schen psychologischen und physiologischen Analyse, die Trägerin dieses düstern Cultus, die Priesterin der wilden nächtlichen Orgien. Der Frau naht sich, während sie einsam und in grübelnde Träumereien versenkt, in ihrer Waldhütte der Heimkehr des frohnenden Gatten wartet, der Dämon als hülfreicher Hauskobold. Er dient ihr, er hilft ihr; aber der Diener will zum Herrn werden; er nimmt ihr Herz gefangen, aber sie soll ihm ganz gehören mit Leib und Seele. Sie sträubt sich, sie kämpft wider den Versucher, der bald schmeichelt, ihr Haus mit Glücksgütern überhäuft, bald droht und Unheil verhängt, das ihr die Vergänglichkeit aller Güter, sobald sie des dämonischen Schutzes entbehrt, zu Gemüthe führen soll. Der Mann wird der Günstling des Feudalherrn, der ihn mit obrigkeitlichen Befugnissen ausstattet und ihn mit der Einziehung aller Steuern und Abgaben beauftragt. Da gilt es, hart und rücksichtslos verfahren; denn der Herr macht ihn für jeden Ausfall verantwortlich: die Nachbarn hassen ihn, sie blicken zugleich mit einer abergläubischen Scheu, in die sich etwas wie Ehrfurcht mischt, auf ihn, und seine in düsterer Schönheit strahlende Gattin:

Grenzboden III. 1874.

57

der stets geldbedürftige Herr, der dem Könige das Aufgebot seiner Vasallen zuführen soll und im höchsten Glanze am königlichen Hof- und Kriegslager erscheinen will, verlangt Vorausbezahlung der Abgaben; er bedroht seinen Einnehmer mit Gefängniß und Tod, wenn er nicht sofort Geld schafft. Der Mann ist in Verzweiflung, aber die Frau von ihrem Dämon berathen, weiß Hülfe. Der reiche Jude kann nicht widerstehn, er schließt seine Casse auf. Dem Leibeignen und dem Herrn ist geholfen.

Aber noch immer setzt das Weib den Anforderungen des Dämons, ihm ganz anzugehören, Widerstand entgegen; sie weigert sich, den förmlichen Pact mit dem Teufel abzuschließen. Sie schaltet inzwischen in der Gemeinde als gefürchtete Gebieterin, gemieden und doch wieder gesucht, abstoßend durch das Dämonische in ihrer Erscheinung, anziehend durch ihre Schönheit. Darüber erwacht Eifersucht und Groll in dem Herzen der Burgfrau, und als ihr Gemahl aus dem Kriege heimgekehrt, entzieht sie sich seinen feurigen Liebesungen und verlangt, daß er vor Allem die Uebermüthige demüthige, vernichte, die mit ihr in die Schranken zu treten wage. Der verliebte Gemahl ist zu jeder Nichtswürdigkeit bereit. Er zieht mit der Schaar seiner zügellosen Mannen und Knappen in das Dorf hinab; die Unglückliche wird ergriffen, der Zauberei beschuldigt, gemißhandelt, entehrt, gemartert; sie will in ihr Haus flüchten, es ist verschlossen, ihr Mann wagt es nicht, die Thüre zu öffnen. Erschöpft sinkt sie nieder, in der Gewißheit, daß am nächsten Tage die Peiniger wiederkehren werden, um ihre Senkersarbeit fortzusetzen. Da naht ihr der Geist, verhöhnt sie, stellt ihr aber zugleich Macht und Rache in Aussicht. Länger kann sie nicht widerstehn; sie ergiebt sich ihm, flüchtet in den Wald; dort lebt sie als die gefürchtete Zauberin, Unheil stiftend, aber auch helfend, wie es ihr die Laune eingiebt. Sie kennt die heilenden Kräuter, sie mischt Liebestränke, Gifte, aber auch Arzneien; wer der Hülfe bedarf, wer an seinen Feinden sich rächen will, sucht sie in nächtlicher Weile auf. Sie verbreitet Furcht und Schrecken, aber sie spendet auch Trost.

Das ist die Zauberin des Mittelalters, eine Welleda, eine Morne, eine Frau Venus, eine Braut von Korinth: alle diese Typen finden sich in ihr vereinigt. Sie ist eine Teufelin, aber zugleich eine Heroine, eine Vorläuferin der welterlösenden Revolution. Ihr Krieg wider Kirche und Feudalismus ist ein Vorspiel des großen Freiheitskampfes der Gegenwart. Der Dämon, mit dem sie ringt und dem sie zuletzt sich willenlos unterwirft, ist keineswegs ein Vertreter des absolut bösen Princips: er ist böshaft, gewiß, aber der Kirche und dem Adel gegenüber befindet er sich vollkommen im Recht.

Selbstverständlich ist für Michelet der Kampf mit dem Dämon nur das Symbol eines psychologischen Processes. Aber in der Schilderung dieses Processes wird er dermaßen von dem Gegenstand überwältigt und von seiner

Phantasie fortgerissen, daß ihm selbst ganz unbestreitbar alle die über- und widernatürlichen Vorgänge, die er mit glühenden Farben ausmalt, im Augenblick, wo er sie niederschreibt, zur Wirklichkeit werden. Die Zauberin vertritt das Naturprincip im Gegensatz zur Kirchenlehre und den auf sie begründeten gesellschaftlichen Zuständen. Aber die Natur wirkt auf sie, um durch sie zu wirken, mit übernatürlichen, dämonischen Kräften. Die Besärgung durch den Dämon erscheint in seiner Darstellung nicht als ein symbolisches Ereigniß, auch nicht als Produkt der Einbildungskraft der Besessenen, sondern als wirklicher thatsächlicher Vorgang. Den ganzen ersten Theil der Schrift durchweht ein wilder mystischer Geist, von dem im zweiten Theil, der die Hexenprocesse der neueren Zeit zum Gegenstande hat und sich mit einer oft abstoßenden Ausführlichkeit in der Schilderung der widrigsten Einzelheiten ergeht, allerdings keine Spur zu finden ist.

Auch diese Schrift beweist, daß Michelet's Feindschaft gegen das positive Christenthum keineswegs aus einer atheistischen Weltanschauung hervorgeht. Das Christenthum stößt ihn, von den Gelegenheitsursachen abgesehen, ab, weil es nach seiner Ansicht den freien Willen des Individuums nicht zu seinem Rechte kommen läßt, wobei es ihn wenig stört, daß auch nach seiner Weltanschauung der Einzelne doch nur das Werkzeug unwiderstehlicher Mächte ist. Indessen wie scharf er auch Kirche und Dogma bekämpft, der Glaube an Gott ist seiner, wie schon bemerkt, tief religiösen Natur Bedürfniß. Hin und wieder freilich läßt er sich an den Naturgesetzen genügen, und seine naturwissenschaftlichen Neigungen machen ihn zu einer rein materialistischen Betrachtungsweise geneigt. Am Secirisch löst sich ihm die Seele in ein System körperlicher Functionen auf; in der Natur sieht er die Gesetze und hält es für überflüssig, nach dem Urquell des Daseins zu fragen. Aber diese ganze Anschauungsweise ist ihm im Grunde höchst unbehaglich, und es dauert nicht lange, so kommt die ideale Seite seiner Individualität wieder zur Geltung, unterstützt durch das Bestreben, die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen unter einen Begriff zu subsumiren; gerade wie in der Politik das Einheitsprincip schließlich in ihm stets alle Regungen des Individualismus aus dem Felde schlägt. Gott ist ihm — ob als Person oder als der Weltgeist zu denken, darüber schwankte sein Urtheil durchaus — die liebende Ursache, der Vater der Natur, der sie vom Guten zum Besseren leitet. So erkennt ihn besonders die Frau, während der Mann das Unendliche durch die unveränderlichen Gesetze der Welt empfindet, die gleichsam die Formen Gottes sind. Beide Gesichtspunkte vereinigen sich darin, daß der Gott der Frau, die Liebe, nicht Liebe wäre, wenn er nicht die Liebe für Alle wäre, jeder Laune und willkürlichen Regung unfähig; wenn er nicht nach dem Gesetze der Vernunft und Gerechtigkeit liebte d. h. nach der Idee, die der

Mensch von Gott hat. Diese beiden Säulen des Tempels sind so fest gegründet, daß Niemand sie angreifen kann. Die Welt wechselt jedoch. Bald sucht sie nur die Gesetze, bald nur die Ursache. Sie schwankt beständig zwischen diesen religiösen Polen, aber sie ändert sie nicht. — Gegenwärtig leben wir in einer Zeit, wo der Standpunkt der Naturgesetze vorherrscht. Da die Wissenschaft augenblicklich nicht centralisirt ist, wie sie es bald sein wird, so sehen Viele nur die Gesetze und vergessen die liebende Ursache, indem sie sich einbilden, daß die Maschine auch ohne bewegende Kraft (*moteur*) gehen könnte. Dies Vergessen hat die traurige religiöse Verdunkelung (*éclipse*) zur Folge, von der wir umnachtet werden. Sie kann nicht lange dauern. Das schöne Centrallicht, welches die ganze Freude der Welt ausmacht, wird wieder erscheinen. Wir werden das augenblicklich geschwächte Gefühl für die liebende Ursache wieder gewinnen.

Man geht wohl nicht irre, wenn man annimmt, daß Michelet in gewissen Zeiten für sein persönliches geistiges Bedürfniß an den ewigen Gesetzen vollkommenes Genüge gefunden und daß die Annahme einer liebenden Ursache in solchen Augenblicken weder eine Forderung des Verstandes noch des Herzens für ihn war. In Naturstudien vertieft, war er nur bemüht, die nächsten Ursachen der Erscheinungen, die ihnen zu Grunde liegenden Gesetze zu erkennen; die erste Ursache lag außerhalb des Kreises seiner Forschung; als metaphysisches Problem nahm sie in einer Zeit, wo er auch die Geheimnisse der seelischen und geistigen Natur des Menschen mit dem anatomischen Secirmesser zu ergründen suchte, seine Aufmerksamkeit wenig in Anspruch. So wie er sich aber von seinen wissenschaftlichen Studien erholt, empfindet sein Gemüth das Bedürfniß, an dem Urquell alles Daseins sich zu laben; aber die Zeit, als deren Kind er sich in vollstem Maße fühlt, hindert ihn. Sie ist erregt, thätig bis zur Ueberspannung aller Nerven; aber sie ist zerstreut, zerfahren, es fehlt ihr der Mittelpunkt. Und doch strebt sie nach der Einheit. Auch die Wissenschaft will sich centralisiren. Ist sie dahin gelangt, dann wird auch das Gottesbewußtsein wieder in sein Recht treten. Es leuchtet — und das ist wieder ein echt französischer Zug — aus seinen Reflexionen unverkennbar hervor — daß er mit vollkommen klarem Bewußtsein in seinen religiösen Vorstellungen ganz von der öffentlichen Meinung der gebildeten, antiklerikalen Kreise abhängig ist; um für sich eine Entscheidung zu treffen, wartet er, bis die Wissenschaft so weit „centralisirt“ ist, um die Entscheidung zu treffen, die ihm offenbar die erwünschteste wäre. Solchen Zügen der Abhängigkeit begegnen wir auch in andern Dingen oft genug, selbst da, wo er muthig gegen Vorurtheile ankämpft und seinen Landsleuten die derbsten Wahrheiten sagt. Die französische Demokratie ist eine harte und unduldsame Tyrannin der Geister: sie will nicht nur den Willen, sondern

auch das Denken und Empfinden der Individuen beherrschen; wer ihr angehören will, muß seine Grundsätze und Ideen dem „System“ unterwerfen, und dieser Nothwendigkeit vermag sich auch Michelet nicht zu entziehen. Daß diese Gebundenheit auch den Geschichtsforscher bisweilen eingeschränkt hat, wird sich bei einem Blick auf seine großen historischen Arbeiten ergeben.

Georg Zelle.

Ein Zeitgenosse über das hussitische Böhmen des 15. Jahrhunderts.

Wer jetzt etwa von Sachsen her die Grenzen Böhmens überschreitet, dem kommt, auch wenn er zunächst in einer völlig deutschen Landschaft sich zu befinden glaubt, doch sofort die Wahrnehmung entgegen, daß er ein zweisprachiges Land betreten hat. Auf den Bahnhöfen steht neben dem deutschen „Ausgang“ das tschechische „Byboch“, neben „Wartesaal“ „Tschekarna“; die Formulare der Telegramme enthalten deutschen und tschechischen Text und namentlich Beamte kann man oft in slavischer Zunge conversiren hören. Aber nicht Jeder denkt daran, daß er sich gerade in Böhmen auf dem Boden grimmiger Racenkämpfe befindet. Noch jetzt steht das Reich der Wenzelskrone unter den Ländern, in denen der Deutsche dem Slaven begegnet, obenan; hier ist das slavische Nationalgefühl am ausgebildetesten, die Feindschaft gegen den Deutschen am schroffsten, die Organisation der „nationalen“ Parteien am straffsten und die Offensive gegen das eingewanderte Deutschthum hat immerhin einige Erfolge aufzuweisen. Auf diese ganze Bewegung aber ist das Vorbild der Hussitenzeit von größtem Einfluß gewesen, der wilden Zeit, welche der grimmigste Deutschenfeind und allerdings auch größte Geschichtsschreiber Böhmens, Franz Palacky „den Höhepunkt der böhmischen Geschichte“ nennt. Wir wissen jetzt längst, daß Johannes Huß nicht bloß ein Reformator, sondern vor allem ein fanatischer Tscheche war, der Todfeind unseres Volkes. In Consequenz seines berufenen Wortes: „das Brod, welches den Söhnen (d. h. den Tschechen) gehöre, würde den Hunden gegeben (d. h. den Deutschen); die Söhne des Reiches hätten sich an die Tafel zu setzen, die Fremden aber demüthig die Brosamen zu erwarten“ begannen seine Landsleute, von Nationalhaß, Religionsfanatismus und roher Habsucht getrieben, jene entsetzliche Reaction gegen das blühende Deutschthum der böhmischen Städte, welche diese